Die fünf Freier

Eine heitere Geschichte von J. Jobst

(6. Fortsetzung.)

Doch schon richtete sich das Auge des jungen Mädchens neugierig auf das lustig auf und ab tanzende Segelboot, das sogar ein Stückchen seines Segels zeigte. In Falks Augen blitzte es verständnisinnig auf und ein kühner Plan begann in ihm zu reifen.

„Möchten Sie nicht auf die Schlei hinaus, gnädiges Fräulein?"

„Ach, für mein Leben gern."

„Wie wär's, wenn wir jetzt gleichlos führen, um Ihre Geschwister bei ihrer Ankunft am Landungssteg zu begrüßen."

„Ich mit Ihnen ...." zögernd hielt Johanna inne.

„Wenn der Herr Regierungsrat uns begleitete?" fragte Falk, die Situation erfassend. — In der Not ihr rasch einen würdigen Begleiter zu verschaffen, schlug er sogar edelmütig seinen Nebenbuhler vor.

Johannas Augen flogen fragend zu dem Genannten hin, ob sie es wohl wagen könnte. Für ihr Leben gern hätte sie die Fahrt gemacht.

„Der Herr Regierungsrat könnte doch fast Ihr Vater sein!" erklang es beschwörend aus dem Munde des Verführers.

Grimmig funkelten die Blicke des also würdig Befundenen zu dem Sprecher hin, so daß Johanna sich beeilte mit einem kleinen Lächeln zu antworten: „Da Sie ja hier im Herrenstall gleichsam alle eine Familie bilden, so sehe ich keinen Grund, das Anerbieten, mit Ihnen, meine Herren, eine so köstliche Fahrt zu machen, zurück zu weisen."

Sie reichte den beiden Nebenbuhlern kameradschaftlich die Hand und lief nach Haus, um sich für die Fahrt zu rüsten.

„Es wird Spritzwasser geben, gnädiges Fräulein", rief Falk ihr noch nach, „also bitte um seetüchtige Equipierung."

„Wird gemacht!" schallte es lustig zurück.

Und wirklich — nach kurzer Zeit erschien Hans im blauen Sergeanzug, auf dem Kopf die Schiffsmütze ihrer Schwester Maria. Bildhübsch sah der Hans darin aus und wie ein übermütiger Junge sprang sie in das Boot. Bald darauf stach „Dickerchen", so hieß das kleinste aller Segelboote, in See.

Zuerst ging es ganz gemütlich her. Johanna, die sich sofort in den ersten Handgriffen des Segelsports unterrichten ließ, meinte, auf dem Rhein wäre es auch nicht anders.

„Abwarten, gnädiges Fräulein", sagte Geyer gemütlich, „jenseits des Mövenberg, wird's schon anders werden."

„Mövenberg?" fragte Johanna wißbegierig.

„Sehen Sie die breite Insel dort, die mitten in unserem Fahrwasser liegt? Das ist der Mövenberg, eine Möveninsel in des Wortes eigensten Bedeutung. Wenn im Frühjahr die Tausend und aber Tausend Möven dort nisten und ihre Jungen ausbrüten, ist es strenge verboten, die Insel zu betreten."

„Das ist verständig, wenn doch alle Vögel so geschützt würden."

„Erschrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein," rief Falk ihr zu. Seine Hände hielten ein Gewehr, das er abschoß als Dickerchen in eilender Fahrt an der Insel vorbei lief. Mit rauschendem Flügelschlage und ohrenbetäubendem Geschrei erhoben sich gleich einer dichten weißen Wolke die so jählings aufgescheuchten Tiere über ihrer Heimatstätte und kreisten über dem Boot.

Johanna schrie auf vor Staunen und Schrecken, der Regierungsrat schalt und Falk lachte, was ihm das junge Mädchen bald nachmachte.

„Dieses war der erste Streich und der zweite folgt sogleich", rief der übermütige Assessor, als sie jetzt in sausender Fahrt, um die Möveninsel herum durch „die Enge" die offene Schlei gewannen. „Aufgepaßt, gnädiges Fräulein!"

Der Wind faßte in das Segel und „Dickerchen" legte sich derart auf die Seite, daß die Spritzer nur so über das Deck sprangen, mit gierigen weißen Zungen nach dem aufjauchzenden Mädchen leckend, das mit blitzenden Augen in die wogenden Wasser blickte.

Dunkelblaue Flut, leuchtend weiße Schaumkämme und darüber des Windes übermütiges Lied! Wie ein Pfeil schossen sie durch den Wogenandrang und Johanna rief die Mütze schwenkend: „Ein Hurra für Dickerchen!" Bewundernd flog ihr Blick zu dem kühnen Führer der Nußschale hinüber, der die Sprache ihrer Augen mit Eifer zu entziffern suchte.

„Haben Sie keine Angst?" fragte Geyer, als das Segel wieder einmal herumflog und Dickerchen sich plötzlich so tief verneigte, daß es Wasser holte.

„Bist du bang? Ach nein!" sang das übermütige Kind in der bekannten Melodie in das Rauschen, Knattern und Klatschen hinein. Falks Augen berauschten sich förmlich an dem Anblick der frischen, blühenden Jugend, er atmete tief und schwer.

„Falk," riß Geyer ihn boshaft aus seiner Verzückung, „vergessen Sie nicht, daß Wasser keine Balken hat."

Der also Angerufene besann sich auf sich selbst und auf seine Verantwortung, während der Hans treuherzig versicherte, daß sie schwimmen könnte.

Mit einem Seufzer des Bedauerns sah das junge Mädchen die Schiffbrücke näher kommen, an der sie landen mußten. Mit wahrer Virtuosität zügelte Falk seinen Renner, Dickerchen legte sich so glatt an die Treppe an, daß jeder Kenner seine Freude daran haben mußte, und Johanna sprang ans Land. Geyer folgte, während Falk noch mit dem Vertauen des Bootes zu tun hatte. Er hätte um die Welt den Augenblick nicht versäumen mögen, da Johanna die Ihrigen begrüßen würde. Jetzt galt es, sich bei Kreutzers lieb Kind zu machen.

Der Dampfer war schon in Sicht, als in größter Eile ein Krümperwagen heran gefahren kam, dem die beiden Herren voller Mißtrauen entgegen sahen. Sie ahnten den unlauteren Wettbewerb und sollten sich nicht getäuscht haben, denn Dassel, aber dieses Mal in erster Garnitur, sprang seelenvergnügt von dem Gefährt, begrüßte Johanna, und teilte ihr gleich als etwas ganz Selbstverständliches seine Absicht mit, sie selbst und ihre Geschwister mit dem Krümperwagen nach Hause zu fahren.

Das Schiff legte an; die Begrüßung Johannas mit den Geschwistern war ebenso stürmisch wie herzlich trotz der vielen bekannten und unbekannten Zuschauer. Alsdann sprang sie, als müsse es so sein, allen voraus in den Wagen und bemerkte gar nicht, daß der Schwager noch ein paar höfliche Worte der Verwunderung und des gemessenen Dankes mit Dassel wechselte, ehe er Maria bat, einzusteigen. Das junge Mädchen hatte nur Augen für Falk, der sich nun wohl oder übel anschicken mußte, sein Dickerchen allein durch Wellen und Wind nach dem Herrenstall zu führen, denn der Regierungsrat streitte ganz entschieden und zog die Fahrt mit dem Wagen vor. Er sprach von böigem Wetter und hohen Wellen und war einfach nicht trätabel.

„Dann mag Dickerchen meinetwegen hier übernachten," erklärte nun auch Falk, rief einen ihm gut bekannten alten Schiffer herbei, der versprach, das Boot in Obhut zu nehmen und kletterte zum innerlichen Jubel des Ehepaares auch noch mit in den Wagen. Dassel schwang sich auf den Bock, ergriff die Zügel und fuhr los.

Die drei Herren, denn Dassel drehte sich auch beständig um, machten nun die Honneurs der Gegend. Sie fuhren um den Dom herum, durch verschiedene Straßen über den Lornsenplatz den Berg hinan, durch die Michaelsallee zu dem herrlichen Denkmal, das dem Angedenken der Schöpfer des Schleswig-Holstein Liedes errichtet ist.

Hier wurde Halt gemacht und Johanna bewunderte das Denkmal und die im Abendschatten ruhende Landschaft. Dann nahm der herrliche Tiergarten den Wagen auf. Tiefe Dämmerung nistete schon zwischen den alten Bäumen, doch mit himmlischer Geduld ließ Kreutzer alles über sich ergehen und drückte nur ab und zu verstohlen die Hand seiner Frau, um seinen geheimsten Gedanken Ausdruck zu geben. Maria erwiderte verständnisinnig. Endlich trabten die Pferde die breite Allee entlang, die auf Schloß Gottorp zuführte. In der Kaserne brannten schon alle Lampen, und Dassel schwieg schuldbewußt, als Kreutzer beim Anblick dieser Beleuchtung sarkastisch sagte: „Nun siehst du, Hans, ein wie festlicher Empfang dir bereitet ist, diese Illumination findet nur dir zu Ehren statt."

Ein allgemeines Gelächter bildete so den Schluß der Fahrt, denn bald darauf bog man in den Herrenstall ein. Noch lange brannte die Lampe auf der Veranda in der Rosenvilla, denn Johanna hatte so vieles zu erzählen. Und als man sich endlich zur Ruhe begab, sagte das junge Mädchen aus vollster Ueberzeugung: „Der Herrenstall gefällt mir zu gut, es ist wirklich gemütlich hier und ihr steht alle so kameradschaftlich miteinander. Das kommt nur daher, weil die Herren alle geschworene Ehefeinde sind, gerade wie ich."

„Wer hat dir denn dies verraten?" fragte Kreutzer und konnte sich kaum des Lachens erwehren, wenn er an das Wettrennen dachte, das diese Ehefeinde mit heute begonnen hatten.

„Die Zista," sagte der Hans, „und das ist gut, denn so kann ich ebenso unbefangen mit den netten Herren verkehren, wie ihr."

„Stimmt, mein lieber Hans," erwiderte Kreutzer, „und Falk ist derjenige unter diesen Kameraden, der das hartgesottenste Junggesellenherz in seiner Brust trägt. Das mußt du doch heute selbst gemerkt haben."

„Um so besser," sagte der Hans, fand es aber doch für gut, sich bei dieser Behauptung rasch ins Dunkle zurückzuziehen, denn ihr selbst ganz unbegreiflich, stieg ihr eine flammende Röte in die Wangen.

Nun war unser Hans seit acht Tagen im Herrenstall schon ganz heimisch geworden. Ihr Lachen, ihr zutrauliches Wesen und fröhliches Plaudern galt ohne Unterschied jedem der fünf Herren. Keiner durfte sich einer Bevorzugung rühmen, keine raffinierte Kokette hätte es besser verstanden, alle ihre Verehrer in Atem zu halten, wie dieses unbefangene junge Kind von siebzehn Jahren. Johanna begab sich eben in der Morgenfrühe zum Wasser hinunter, gefolgt von ihrem ständigen Begleiter, der zierlichen Lady.

Im Arm trug sie ein paar Bücher in unscheinbaren, aber um so gelehrter aussehenden Einbänden. Unser Hans hielt es für angebracht, einmal zur Abwechselung ein wenig zu studieren. Der Brief des Vaters, der gestern angekommen war, hatte das schlummernde Gewissen geweckt, und die angehende Studentin hatte sich wegen der höheren Bummelei der vergangenen Tage selbst tüchtig ausgescholten.

Nun saß sie am Wasser auf ihrem Lieblingsplätzchen. Seufzend holte sie die Bücher hervor, um unter blauem Himmel bei Wellengemurmel und heimlich flüsterndem Schilf sich in die trockene Gelehrsamkeit zu versenken und die ihr noch verborgenen Schönheiten der lateinischen Sprache zu suchen.

In dumpfen Träumereien verloren, murmelten die frischen Lippen des angehenden Studenten mechanisch allerlei Sprachformen laut vor sich hin. Aber es war nur längst Bekanntes, was der Hans sich wiederholte, zu schwereren Dingen vermochte sie sich nicht aufzuschwingen. Doch nach und nach besann sie sich auf sich selbst und sang die lateinischen Worte munter auf allerlei merkwürdige Melodien in die schöne Gotteswegt hinaus, ohne zu ahnen, wie weit ihre klare Mädchenstimme trug.

Durch die Wiese kam würdevoll der Regierungsrat geschritten, er hatte sich heute selbst Urlaub gegeben und eine sichere Ahnung ließ ihn gleich den Weg zum Wasser einschlagen. Verwundert horchte er auf die perlenden Töne und schlug, von Neugier getrieben, ein rascheres Tempo an. Wie ein Jüngling sprang er, die schwanken Bretter kühn verschmähend, über die Gräben und stand jetzt unbemerkt dicht hinter Johanna. Mit steigerndem Eifer sang sie ihre Deklinationen in die Weite, was sich so urkomisch anließ, daß Geyer in ein herzliches Gelächter ausbrach.

Der Hans wandte mit einem erleichterten Aufatmen, das der willkommenen Störung galt, ihren hübschen Kopf dem Lachenden zu.

„Wenn ich nur wüßt, was Sie hier treiben?" fragte Geyer.

„Ich lerne," war die ernsthafte Erwiderung.

„Sie lernen? Aber was denn, mein gnädiges Fräulein?"

„Latein!"

„Latein," wiederholte überrascht der Regierungsrat, den die Versicherung, daß die junge Dame Suaheli studiere, nicht so außer Fassung gebracht hätte. „Sie erlauben wohl, daß ich mich setze, Ihr Latein ist mir in die Glieder gefahren."

„Warum sehen Sie mich denn so an?" fragte die junge Dame ärgerlich, denn sie hatte das Gefühl, daß der Regierungsrat sich über sie lustig mache."

„Weil ich zum erstenmal neben einer jungen Dame sitze, die Latein lernt."

„Das ist doch nichts Ungewohntes. Ich mache in zwei Jahren mein Abiturientenexamen und studiere dann weiter."

„Wenn Sie sich nicht inzwischen verlobt haben, gnädiges Fräulein."

„Verloben! Dummes Zeug. Ich verlobe mich nie, finde überhaupt das Heiraten überflüssig, das werden Sie hier im Herrenstall ja ganz gut verstehen."

„Warum betonen Sie dabei den Herrenstall so besonders?"

„Na, Ihnen kann ich's ja im Vertrauen sagen, weil ich weiß, daß Sie alle geschworene Ehefeinde sind."

„Wir?"

„Ja. Sie, der Herr von Falk und die übrigen," sprudelte es unbefangen von Johannas Lippen, „und darum kann ich es auch so gut mit Ihnen allen. Wie gute Kameraden verkehren wir miteinander. Und nun seien Sie lieb und überhören Sie mich ein wenig."

Noch bevor Geyer den Kernpunkt dieser vertraulichen Beichte recht erfaßt hatte, hielt er schon das Buch in der Hand, und nun ging's los, und das mit einem Eifer, daß der Hans alles andere darüber vergaß, bis der Lehrer, des trockenen Zeuges überdrüssig, energisch das Buch zuklappte.

„Ach," rief der Hans ganz glücklich und schüttelte Geyer herzhaft die Hand, „Sie sind ja ein großartiger Repetitor, und wenn Sie so gut sein wollten, alle Tage ein Stündchen mit mir zu lernen, so würde ich in der langen Zeit alles wieder nachholen, was ich versäumt habe. Sie werden es bald so gut machen wie mein Vater."

Zuerst wollte der Regierungsrat diesen Vergleich übelnehmen, dann aber dachte er der vielen Stunden im engsten Tete-a-tete und versprach alles, was Hans haben wollte.

„Nein, Kinder," berichtete der Hans am Mittage den aufhorchenden Geschwistern, „es ist einfach himmlisch bei euch, nun kann ich auch noch Lateinisch treiben."

„Lateinisch?" fragte Kreutzer, „aber mit wem denn in aller Welt?"

„Mit dem Onkel Regierungsrat" — sie nannte ihn den Geschwistern gegenüber stets mit diesem Titel — „er stellt sich schon ganz geschickt dabei an. Ich glaube überhaupt, daß er eine gelehrte Haut ist. Wer weiß, vielleicht beherrscht er auch noch die Mathematik. Ich werde ihn doch morgen danach fragen."

„Nein, Hans," berichtete Kreutzer, „in Mathematik ist Hauptmann von Willmeroth groß. Aber ob er sich mit dir jungem Kinde abgeben wird, das ist noch die Frage, und überhaupt bei der Abneigung dieser Herren dem weiblichen Geschlecht gegenüber . . ."

„Davon habe ich bis jetzt wenig bemerkt, lieber Schwager, aber wäre es nicht begreiflich heutzutage," fiel der Hans eifrig ein, als der Schwager diese vielsagende Kunstpause machte. „Wer mit offenen Augen um sich sieht, muß der sich nicht voll Abscheu abwenden von diesen Mädchen, die nur einen Zweck verfolgen — die Jagd nach einem Mann."

„Sie wollen versorgt sein."

„So! Hat Maria dich etwa der Versorgung wegen geheiratet oder aus Liebe?"

„Ja, mit euch ist es auch etwas anderes."

„Das behaupten mir gegenüber die Herren auch alle Tage und ich bin nicht wenig stolz darauf. Weil wir einen Vater hatten, und dieser Vater hat mir auch gesagt: ‚Hans, du paßt für's Studium und . . .'"

„Und darum wird geheiratet," fiel Kreutzer ebenso energisch ein, beeilte sich aber auf das drohende Funkeln der dunkelblauen Augen mildernd hinzuzusetzen: „Wenn der Richtige kommt."

„Ich heirate nie", schwor der Hans mit Emphase und zog sich dann mit stolz aufgeworfenen Kopf auf die Veranda zurück, um zu sehen, ob der Forstassessor noch nicht sichtbar sei, denn heute gab's prächtigen Segelwind.

Wochen vergingen. Der Hans lebte seine Zeit dahin wie in einem Rausch. Immer gab es was zu tun, Neues zu lernen, und sich an irgend etwas Schönem zu freuen. Der Hauptmann war richtig zu dem Mathematikunterricht eingefangen worden, dazu kam das Latein des Regierungsrats. Heimlich büffelten die beiden Herren in der längst vergessenen Wissenschaft, damit sie sich vor den klugen Augen und dem hellen Verstand der Schülerin keine Blößen gaben. Falk hatte es schon leichter. Er brachte der wißbegierigen Dame den Segelsport bei. Aber auch seine Sache hatte einen kleinen Haken, denn er durfte nur in Begleitung Marias oder Kreutzers das Mädchen seiner Liebe auf das Wasser entführen.

Oberleutnant Paulsen war auf den genialen Gedanken verfallen, dem Hans Reitunterricht zu geben. Die schönste Reitbahn hatte man ja vor der Tür. Und so ging's denn fast täglich um die Rasenrondells herum; der Lehrer hätte auf die Menge der Zuschauer, die er aber heimlich zu allen Teufeln wünschte, stolz sein können. Jedenfalls konnten Kreutzers beruhigt sein, der ganze Herrenstall bildete dabei gleichsam die Gardedame und der Hans hatte eine Freude mehr. Ihr schien nichts an einem Tete-a-tete mit einem ihrer Verehrer gelegen, sie waren ihr alle fünf gleich willkommen.

Ja, fünf Freier! Das Ehepaar sah es voller Sorge, denn die Situation fing an, ihnen über den Kopf zu wachsen. Sie trösteten sich damit, daß der Anfang der Manöver vor der Tür stand und wenigstens Willmeroth und Paulsen entführen würde. Dassel betrachteten sie als Kind, da blieben nur noch die beiden nächsten Nachbarn. Doch es war, als ob die drohende Trennung alle Teufel in den vieren wach rief, und der Hans hatte Mühe jeder Rivalität nach wie vor die Spitze abzubrechen und das Gleichgewicht in ihrem Herrenstaat zu erhalten.

Eifriger denn je bemühte sich der Schwager, dem Hans zu versichern, daß der Forstassessor für immer Hagestolz bleiben wolle, was das junge Mädchen dazu veranlaßte, so oft es anging, vor Falks Ohren zu betonen, welche Fortschritte sie in ihren Studien mache und wie sie es nicht erwarten könne, ihnen wieder ganz zu leben.

In diese Zeit der allgemeinen Nervosität und höchsten Spannung fiel die große Regatta, die alljährlich auf der Schlei abgehalten wird. Der Hans war überglücklich eine solche mitmachen zu können, denn sie hatte im Segelsport derartige Fortschritte gemacht, daß sie der Sache viel Interesse und Verständnis entgegen brachte.

Schon Tage vorher war nur von der Regatta die Rede und die Voraussetzung Johannas, daß sich ihre fünf Kavaliere doch selbstverständlich alle daran beteiligen würden, hatte zur Folge, daß Dassel, die eingefleischte Landratte, sich Tag für Tag mit einem alten Fischer auf die Schlei hinausmachte, um seefest zu werden. Er hatte doch Mut genug, aber wie das Boot stärker schwankte, wünschte er lieber, nicht geboren zu sein. Es war eine verteufelte Geschichte und um den Spott brauchte er nicht zu sorgen.

Der Tag der Regatta brach an. Der Wind frischte mächtig auf und die kräftige Brise hate Neigung böig zu werden. Unter den Booten, die sich beteiligten, befand sich auch die Jacht des Regiments, „der Sturmvogel", geführt von Willmeroth und Paulsen.

Der erste, der Vorbereitungsschuß, fiel, jeder Mann nahm seinen Posten ein, während Dassel sich in möglichst liegender Stellung ein sicheres Ruheplätzchen suchte. Der zweite Schuß krachte, es folgte der dritte. Der kleine Begleitdampfer setzte sich in Bewegung, er trug neben dem Vorstand des Regattavereins, die Herren und Damen der Garnison sowie der der Regierung, so daß es an interessierten Augenzeugen nicht fehlte, die dem Kommenden mit Spannung entgegen sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Beduinen.

Es gibt wohl nur wenige Volksstämme auf der Erde, über deren Wesen, Zahl und Lebensweise man schlechter unterrichtet ist als über die Beduinen. Nomadische Bewohner schwer zugänglicher Wüsten- und Steppengebiete, Bekenner einer Religion, die dort, wo sie die Macht dazu besitzt, dem fremden Andersgläubigen das Eindringen in ihr Land zum mindesten nicht erleichtert, sind die Beduinen bis heute ein Volk geblieben, dessen Dasein von aller phantastischen Romantik des Orients umschleiert ist. Selbst in einem Lande wie Aegypten, das, längst unter europäischer Verwaltung stehend, mit westlicher Kultur fast allzu reichlich bedacht ist, hausen nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt in der Wüste noch jene unheimlichen Vaganten, mit deren Namen die Begriffe Plünderung und Mord unlöslich verknüpft sind.

Der Fremde, der heute Aegypten besucht, sieht, falls er nicht längere Wüstenreisen macht, kaum je andere Beduinen als die degenerierten Bewohner der Pyramidendörfer, die, dort seit langer Zeit angesiedelt, die Ausbeutung der Touristen zum einträglichen Gewerbe gemacht haben. Gelegentlich trifft man wohl auch in den Kairoer Basaren auf fremdartige Gestalten in braunen, härenen Mänteln, den Turban mit schwarzen, gedrehten Stricken umwunden, und erfährt von Landeskundigen, daß es Beduinen seien, die einmal die heimatliche Wüste verlassen haben, um ihre spärlichen Einkäufe in der Stadt zu machen. Kein Tourist aber läßt sich träumen, daß noch vor kaum hundert Jahren der Schrecken des Niltals diese selben Beduinen waren, deren Raubzüge den friedfertigen Fellachen Tod und Armut brachten. Was der Pascha und seine unbarmherzigen Steuererpresser den Bauern gelassen hatten, betrachtete der Beduine als seine leicht zu erjagende Beute. Erst unter der Regierung des ersten Khediven Mohammed Aly änderten sich diese trostlosen Zustände. Teils durch Verträge, teils durch Waffengewalt zwang der Khedive die Beduinen zur Ruhe. Er räumte ihnen an der Fruchtlandgrenze Distrikte zur Besiedlung ein und machte die ehemaligen Plünderer zu Wächtern gegen die Einfälle der nicht angesiedelten nomadisierenden Wüstenbewohner. Durch das Privileg dauernder Befreiung vom Militärdienst erwarb er sich ihre Dankbarkeit. Seit dieser Zeit hat die Ansiedlung der Beduinen und damit ihre allmähliche Assimilierung an die fellachische Bevölkerung stetige Fortschritte gemacht. Die seßhaften Beduinen, die sich im Aeußeren heute kaum noch von den Fellachen unterscheiden, mit denen sie teils vermischt, teils von ihnen getrennt in gesonderten Dörfern leben, machen jetzt sechs Siebentel ihrer gesamten Kopfzahl aus, während noch 1882 kurz nach der britischen Okkupation kaum der vierte Teil aller Beduinen angesiedelt war. Nach der Volkszählung von 1897, die allerdings schwerlich als unbedingt zuverlässig anzusehen ist, betrug die Zahl der Nomaden auf ägyptischem Gebiet rund 70,000 Menschen. Der französische Forscher Pache, der im Jahre 1825 eine Reise durch die Libysche Wüste zwischen Nildelta und Cyrenaika machte, gibt allein die Zahl der zwei Stämme Aulad Aly und Harabi auf etwa 38,000 Personen an, von denen mindestens 19,000 bewaffnete Wehrfähige waren. Noch heute sind diese beiden Stämme mit ihren verschiedenen Untergruppen und Schutzgenossenschaften die zahlreichsten und verhältnismäßig kraftvollsten Beduinen-Familien der östlichen Libyschen Wüste. Die nomadisierenden Aulad Aly, deren Gebiet sich von Alexandrien bis nach Tripolis hinein am ganzen Nordrand der Wüste entlang erstreckt, sollen noch nach der Schätzung von 1897 über 15,000 Köpfe stark sein, während die Harabi, die etwas südlicher wohnen, auf etwa 5000 Personen zusammengeschmolzen sind. Außer diesen beiden Stämmen besitzen von den lybischen Beduinen Aegyptens nur die Gimeat und die Fawajid noch einige numerische Stärke. Alle übrigen nomadisierenden Stämme sind zu ganz unbedeutenden Gruppen herabgesunken. Hand in Hand mit dieser ständig abnehmenden numerischen Stärke der Beduinen der Libyschen Wüste ging ihre allmähliche Verarmung. Nicht nur waren die früher so einträglichen Plünderungen zur Unmöglichkeit geworden, auch der Tribut blieb aus, durch den vormals die angsterfüllten Fellachen sich von der räuberischen Heimsuchung der Wüstenstämme freizukaufen pflegten. Noch trüber ist es um die Beduinen bestellt, die in der Arabischen Wüste östlich des Nils herumziehen. Unkriegerischer und an Zahl von jeher schwächer als ihre westlichen Volksgenossen, hatten sie ihre Haupteinnahmequelle in der Vermittlung des Verkehrs mit Syrien und Arabien gefunden. Die Eröffnung neuer bequemer Wege durch Dampfschiff und Eisenbahn vernichtete diese Erwerbsmöglichkeit. Das Ergebnis war, daß die heute noch in der arabischen Wüste lebenden Nomaden, mit Ausnahme der besonders privilegierten Sinaistämme und einiger im Süden an der nubischen Grenze Viehzwischenhandel treibenden Gruppen nichtarabischer Abkunft, ein ganz kümmerliches Hungerdasein fristen. Irgend welche Gefahr für das Kulturland sind sie längst nicht mehr.

Den einzigen Reichtum der Nomadenstämme bilden ihre Herden schlecht genährter Kamele, Schafe und Ziegen, die in der dürftigen Vegetation der Wüstentäler ihre Weide finden. Aus dem Verkauf dieser Viehbestände an die Fellachen bestreitet der Stamm seine Ausgaben für den eigenen Unterhalt. Gleichzeitig liefern die Schafe das Baumaterial für seine Wohnstätten. Aus ihrer Wolle nämlich fertigen die Weiber den groben, schwarzbraunen Stoff, der gleichzeitig als Zeltlage und Kleidungsmaterial dient. Hausrat mangelt fast vollständig: ein paar Kessel, Wasserschläuche und primitives Eßgeschirr sind alle bewegliche Habe. Ebenso unzulänglich ist die Bewaffnung des ägyptischen Beduinen. Da die Regierung die Einfuhr moderner Waffen streng überwacht, so findet man bei den Nomaden fast nur vorsintflutliche Steinschloßflinten, Säbel, Keulen und Schleudern. Daß mit solchen Waffen selbst so tapfere und verschlagene Leute wie die Beduinen es im Ernst nicht mehr gegen modern ausgerüstete Soldaten aufnehmen können, ist klar.

Die einzige Autorität, die der Beduine wenigstens in gewissen Fragen anerkennt, ist die seines Stammesoberhauptes. Der Schech, der bei den meisten Stämmen irgendwo im Fruchtlande als wohlhabender Grundbesitzer residiert, hat jedoch über seine Stammesgenossen auch kaum mehr als eine gewisse, durch Familientraditionen und Reichtum erworbene äußere Macht. In Wahrheit fühlt sich der freie, für staatlichen Zwang unerreichbare Wüstensohn nur durch die oft seltsamen Begriffe seiner persönlichen Ehre und durch ein sehr stark entwickeltes Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb seiner Sippe gebunden. Gegenüber dem Fremden, auch dem Stammesfremden, herrscht anarchische Ungebundenheit. Nur ganz wenige ungeschriebene Gesetze, wie das Gebot der Blutrache, der Gastlichkeit unter gewissen Umständen, gewisser Eidesformulierungen haben eine über die Stammesgrenze hinausreichende Gültigkeit. Dem Aegypter hat die rechtliche und moralische Zügellosigkeit des Beduinen von jeher Schrecken eingeflößt. Er gilt noch heute als absolut unzuverlässig, skrupellos, selbstsüchtig und grausam. So sagt ein bekanntes Sprichwort: „Die Tyrannei des Türken ist besser als die Gerechtigkeit des Beduinen." Zum Heile des Fellachen ist das Sprüchwort heute gegenstandslos geworden; denn beide haben ihre Rolle in Aegypten endgültig ausgespielt, und Lord Cromer hat recht, wenn er die ägyptischen Beduinen politisch betrachtet eine „Quantité negligeable" nennt.